

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337685](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337685)

Indische Hochzeit.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — In dieser Überzeugung war selbst der liebe Gott schon lange vor dem Beginn der Weltgeschichte gekommen, und dieser Überzeugung folgt seit jener aschgrauen Vorzeit jung und alt in der ganzen Welt.

Wie und auf welche Weise diesem nicht gut sein sollenden Alleinsein abgeholfen wird, d. h. wie der Mann zu seiner Frau kommt, das ist freilich auch in der ganzen Welt verschieden.

Bei manchen Völkern hat das gar keine Schwierigkeiten. Auf vielen Inseln der Südsee sagt ein Wilder einfach zu einer Wilden: Du sollst meine Frau sein! und dann ist die Sache in Ordnung. Der importierte Kuli in den affamesischen Teepflanzungen in Hinterindien sucht sich ein Mädchen aus und betrachtet sie als seine Frau. Gefallen sich die Parteien nachher nicht, gut, so gehen sie wieder auseinander und schließen andere Verbindungen. Niemand wird darnach gefragt und niemand kümmert sich darum.

Etwas bedeutamer ist die Ehe schon da, wo die Frau bezahlt wird. Samoeden, Jacuten und andere Nomaden Sibiriens kaufen die Frau. Der Verliebte schickt einen Bevollmächtigten und nun wird gefeilscht, gefordert, geboten, abgelassen, wie auf einem Markt. Ist ihm der Preis für die „Ware“ zu hoch, so wendet er sich nach einer anderen Stätte und hat da vielleicht mehr Glück, namentlich wenn mehrere Töchter vorhanden sind.

Unser Bild führt uns nach Indien, mitten in eine Hochzeitsfeierlichkeit bei einem der noch zahlreichsten Reste brauner Völker, welche fast nirgends auf der Erde so bunt durcheinander gemischt sind. Wenn dem hoffnungsreichen Bräutigam, der hier in Gegenwart der ganzen hochblühlichen Verwandtschaft den Bund schließt, im Laufe seiner Ehe alles andere nicht mehr Kopfzerbrechen macht als die Toilette seiner Frau Gemahlin, so ist er gewiß recht glücklich und man kann versucht werden zu glauben, daß Indien ein Garten Gottes sei. Nun, wenn man dieser Bezeichnung noch das Wörtchen „gewiesen“ hinzufügt, dann möchte es passen.

Die Schätze Indiens haben viele Male Eroberer angelockt. Mongolen, Afghanen, Beludschien, Perser, Araber haben nacheinander das Land unterworfen, und deren Beherrscher waren zugleich die ärgsten Mörderer desselben. Unbarmherzig trieben sie den dritten Teil der Einkünfte für ihre Person ein. Aber — sie sorgten auch dafür, daß ihre Exekutivbeamten

etwas zum Eintreiben fanden. Das Land war vortrefflich angebaut, vorzüglich bewässert, und der Boden gab seine Schätze in reicher Fülle. Da kamen die Engländer und nahmen den eingebornen Herrschern die Sorge um die Regierung ab, verzagten aber nicht, in gleicher Weise den Löwenanteil von den Erträgen des Landes einzutreiben. Aber — die Sorge um das Volk kümmerte sie nicht, die Wasserleitungen sind verfallen und Flächen, weit größer als manches europäische Königreich, liegen als undurchbringliche Wildnis wüst. Ganze Volksstämme sind zugrunde gegangen, in apathischer Gleichgültigkeit gegen das Geschick buchstäblich verhungert. Denn der Indier ist Fatalist in des Wortes strengster Bedeutung; was ihm widerfährt, das haben die Götter gesendet, er rührt keine Hand, das Unheil abzuwenden. Das Leben hat für ihn aber auch keinen Wert, bei dem geringsten Anlasse macht er ihm gewaltfam ein Ende.

Govind — so heißt unser Bräutigam — gehört nicht zu den Vornehmen. Die Zeremonie geht in einer einfachen Bambushütte vor sich, welche den Raum für sein ganzes Hab und Gut darstellt. Hier wird er leben mit Frau, Kindern, Vieh und allem, was sein ist. Die beiden glatten Beutische schauen da jetzt schon verständnisvoll brummend der feierlichen Szene zu, die von einigen beturbanten Dienern mit Fackeln beleuchtet wird.

Govind ist kein reicher Mann. Wäre er das, so würde ihm der Hansstand trotz der dürftigen Toilette doch ein namhaftes Stück Geld kosten. Allerdings wird auch seine Frau goldene Armb., Hals- und Fußringe, vielleicht auch einen goldenen Ring im Nasenknochen tragen, wie unsere Frauen im Ohrläppchen, aber damit ist er auch am Ende. Der vornehme Indier lebt nicht so wohlfeil. Für jede Dienstleistung ist ein anderer Diener erforderlich; der, welcher die Pfeife stopft, würde entehrt sein, wollte er dem Herrn das Polster zum Sitzen unterlegen, und so hat der Wohlhabende Hunderte, der Reiche Tausende von Müßiggängern zu nähren, um standesgemäß leben zu können. Daß die Frau eine noch weit größere Dienerschaft gebraucht, ist selbstverständlich.

Govind ist ein einfacher Mann und leistet sich die Mehrzahl seiner Dienste selbst. Er ist ein Sudra, ein Handwerker, und auch seine Braut ist die Tochter eines Sudra, denn er darf nicht außer seinem Stande, außer seiner Kaste heiraten. Der Kostengeist zieht im Volke der Indier unübersteigliche Grenzlinien. Daß die

freierlaste, die Braminen, in Indien alle
 irden Vorrechte genießen, ist be-
 rden. Der Stand der Braminen ist
 igt; wer ihn schlägt, begeht ein todeswürdiges
 rechen, denn der Bramine verliert dadurch
 e Rechte seines Standes und sinkt zum kasten-
 en, unreinen, ehelosen, von jedem Inder ge-
 iedenen Paria herab. Auch der Fürst, wenn
 nicht selber Bramine ist, darf ihn nicht be-
 hren, darf nicht einmal mit dem Bettelbra-
 inen an einem Tische essen. Der bettelnde
 amine darf um die Tochter des Fürsten wer-
 en, darf ihr die Ehre antun, sie zu seiner Frau
 wahlen, aber kein Fürst darf sein Auge auf
 Tochter des bettelnden Braminen werfen.

Govind ist noch jung; der ehelose Stand gilt
 doch für unehrenhaft, und was braucht er
 viel, um dieser schimpflichen Lage zu ent-
 en und einen Hausstand zu begründen?
 eine Braut ist noch viel jünger, sie zählt erst
 wölf Jahre, aber sie ist geschmückt mit allen
 eien der Jungfräulichkeit und braucht vor-
 ichtig noch nicht zu fürchten, daß sie die Rechte
 e Gattin mit einer andern teilen muß. Ihre
 eige verblühen freilich, wie überall unter der
 eigen Tropenzone, sehr bald, und nach der An-
 hangung der Inder gehört die Welt nur der
 Jugend, der kräftigen, fortpflanzungsfähigen
 Menschheit. Die Vielweiberei ist daher erlaubt,
 wenn auch nicht Gesetz. Das Gesetz aber ver-
 mat, daß die Gattin eine Jungfrau sei, und
 Witwe verfällt dem unehrenhaften ehelosen
 ande. Sie ist ein unnützes Glied der
 Menschheit und muß einem nützlicheren Platz
 aden.

Die schreckliche Sitte des Selbstverbrennens
 durch die energische Bemühung der Euro-
 nder, namentlich des Generalgouverneurs Lord
 William Bentinck, offiziell beseitigt, soll aber
 eheim noch oft genug gehandhabt werden,
 er auch ohne das bietet die Religion Gelegen-
 eit genug, um Witwen, alte Frauen, alte
 Männer und alle sonstigen unnützen Glieder
 der Menschheit aus der Welt zu schaffen.

Da ist z. B. die große Prozession des Haupt-
 otes um die Pagode zu Jarganat. Die
 agode ist ein mächtiger, viereckiger Raum, von
 er sehr hohen, starken Mauer eingefaßt. Der
 haupteingang ist mit einem dreihundert und
 icht Fuß hohen Turme geziert. Dieser Hof
 ließt einen zweiten und dieser einen dritten
 an, jeder von einer gleich hohen Mauer ein-
 faßt. Im Innersten endlich steht der Tem-
 el, zu welchem aber nur die Priester Zutritt
 aben. Mährlich einmal nur wird der Gott
 r die Menge sichtbar, in feierlicher Prozession

wird er um die äußere Mauer herumgeführt.
 Er steht auf einem achtzig Fuß hohen Turme,
 der neun Galerien übereinander enthält, in wel-
 chen die heiligen Tänzerinnen die üppigsten
 Tänze aufführen. Das Ganze wird getragen
 von einem sehr breiten, massiven Gestell, das
 auf einigen dreißig Rädern ruht. Tausende
 von Menschen spannen sich an die Seile, und
 glücklich schon ist der, welcher ein solches Seil
 nur berühren kann. Himmlische Freuden aber
 wird der genießen, welcher sich unter die Räder
 stürzt und sich von ihnen zermalmen läßt. Diese
 jährlich wiederkehrende Prozession soll häufig
 5—6000 Menschenleben kosten.

Gott wohlgefällig stirbt ferner derjenige, wel-
 cher sich im heiligen Ganges badet und sich von
 den liebenswürdigen Krokodilen, die dort stets
 zu Hunderten auf so willkommene Beute lauern,
 fressen läßt.

Govind wird sich, wenn er alt und kraftlos
 geworden ist, keinen Augenblick bedenken, sich
 unter die Räder des Götterwagens zu werfen.
 Seine Frau wird den Tod im Wasser unbeden-
 lich dem unehrenhaften Witwenstande vor-
 ziehen. Sie weiß, daß unter den Lotusblumen
 des heiligen Ganges, welche unsere Dichter so
 oft zu den glühendsten Liedern begeisterten, die
 heiligen Krokodile lauern und mit Freuden be-
 siegelt sie durch den Tod die uralte Überzeu-
 gung: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein
 sei.

Humoristisches.

Bescheiden er Wunsch. Photograph: „Wie
 wünschen Sie abgenommen zu werden, Brustbild
 oder Kniestück?“ — Kunde: „Wenns sein könnt',
 soll der Kopf auch schon dabei sein!“

Das Familienfest. „Gern Professor, mor-
 gen werde ich nicht ins Laboratorium kommen kön-
 nen, da meine Tante gestorben ist und morgen
 begraben wird.“ — „So bleiben Sie eben in Got-
 tes Namen weg, wenn Sie jedes Familienfest
 bemühen zu müssen glauben, um vom Geschäft
 wegzukommen!“

Darum! Bürgermeister: „An wen schreibst
 denn, Sepp, daß du so große Buchstaben machst?“
 — Sepp: „An mei' Tant' in Wien, die hört nämli'
 a wengl schlecht!“

Aufschneiderei. (Wälzisch.) Rebhühner,
 das sag' ich Ihnen, Herr Doktor, die aibt's bei uns
 so viel, daß alle Bäum' davon vollstizt.“ — „Sie
 verstehen sich schlecht auß' Jägerlatein, guter
 Freund. Es scheint Ihnen unbekannt, daß die Rebbü-
 hner gar nicht auf Bäume gehen, sondern im
 Felde liegen.“ — „Das ist es ja! Bei uns gibt's
 aber soviele, daß sie im Feld gar kein Platz mehr
 have.“

Die Seifenblase.

Originalzeichnungen mit Text
von M. Brinkmann.



Der Kurt, der in der Türe steht,
Hat eben Seife sich süßigt
Und bläst nun durch ein feines Rohr
Das Seifenwasser schnell empor.



2. Schon löst sich eine Blase los,
So voll und rund — die wird famos!



3. Der Molly sieht sie mit Vergnügen
An seiner Schnauz' vorüberfliegen.



4. Jedoch der gute Vater Muckel
Kümmt voller Argwohn seinen Buckel.



5. Stolz steigt die Blase in die Höh',
Hier wohnt Herr Müller, der Rentier,



6. Der eine Weise nehmen muß,
Denn dies ist für ihn Hochgenuß.



7. Heppsch! heppsch! das Ding ist hetter,
Er nießt die schöne Blase weiter.



8. Und dieser will — was soll man sagen —
Die Blase mit der Pfeife schlagen.



9. Die Blase steigt zum zweiten Stocke,
Hier steht sie Herr Studiosus Schokke.



10. Doch trifft er nur mit voller Wucht
Herrn Müller, der entsetzlich lacht.





11. Stolz steigt die Blase in die Höh',
Hier wohnt das Fräulein Redengeh'.



12. Schon spiegelt sich die rote Blase
Des Fräuleins in der schönen Blase.



13. Die Blase plagt und geht in Feh'n,
Laut schreit das Fräulein vor Entsetzen.



14. Ganz oben auf dem Hängebrette
Hört dies der Malermeister Klette.



15. „Hoh Bomben,“ schreit er, „und Biffale,
Was fehlt denn da der alten Dohle?“



16. Raum aber ist das Wort entflohn,
Da saust er von dem Eise schon.



17. Blunter geht's wie Donnerwetter,
Gerst auf Fräuleins Blumenbretter.



18. Dann sieht er einen Augenblick
Studiofus Fshokke im Genick.



19. Und immer weiter geht's hinauf —
Nun kriegt Herr Müller etwas ab.



20. Noch einmal wirbelt er im Kreise —



21. Und nun — beendigt ist die Reise! —
Das war ein Schrecken und Gerause, — Und alles um 'ne — Seifenblase.

Unsere Schulfugend und das Geld.

Ein Wort an die Eltern.

So lautet die Überschrift eines Erlasses seitens des Schulvereins der Stadt St. Gallen. Das Übel, gegen welches da angekämpft wird, macht sich leider überall fühlbar. Deshalb ist wohl eine weitere Rundgebung der Hauptsäge aus dem Aufruf durchaus am Platze.

Der Schulverein der Stadt St. Gallen, aus Lehrern und Laien bestehend, hat veranlaßt durch die seit Jahren in fortwährender Steigerung auf allen Schulstufen zu Tage tretenden verderblichen Erscheinungen, die aus dem Besitze von Geld seitens der Schulkinder hervorgehen, in zahlreich besuchter Sitzung von Kaufleuten, Lehrern, und nach eingehender Diskussion einstimmig beschlossen:

Die Eltern sind in geeigneter Weise auf die Übelstände aufmerksam zu machen, welche das Überlassen von Geld zu freier Verfügung an unsere Jugend zur Folge hat.

Die gefährliche Erscheinung, daß die Kinder über Barschaft verfügen, hat sich in sehr bedenklicher Weise, von den obern Klassen der Schulkinder zu den untern herabschreitend, bis in die Primarschule verbreitet. Heute besitzen die Schüler und Schülerinnen fast durchgehends Geld, kleines und großes, und verfügen über dasselbe nach Willkür, oft ohne irgend welche oder wenigstens ungenügende Kontrolle seitens der Eltern, ja manchmal ohne ihr Wissen.

Manche Eltern scheinen, indem sie den Kindern Geld überlassen, nicht zu bedenken, daß, und wie viele gefährliche Versuchungen sie ihnen damit nahe legen. Andere finden es bequemer, ihnen auf einmal einen größeren Betrag zu verabreichen, als in vielen Malen wenigeres für die vermeintlichen kleinen Tagesbedürfnisse; die Jüngelchen sollen „mit Geld umgehen lernen“. Dritte wollen recht frühe Herrchen und Dämchen an ihren Kinderchen haben und müssen sie folgerichtig auch mit einem Geldstückchen ausrücken. Endlich mögen Eltern einsehen, daß die Sache vom Bösen ist; aber sie allein kommen gegen das Übel nicht auf. Weil die andern Kinder fast alle Geld haben, dürfen doch die ihrigen nicht leer ausgehen.

Ein kleiner Teil des erhaltenen Geldes wird zu Notwendigkeiten verbraucht, wie etwa zur Anschaffung kleinerer Schulsachen, oder für Erlaubtes, wie Zinnbrötchen u. dergl. Das meiste wird verstoßen, hinter dem Rücken der Eltern verkrämelt, vernascht, verschleckt, in die Konditoreien und Spielzeugläden vertragen, von „höhren“ Schülern in die Zigarrenhandlungen und Bierhäuser. Dieser Art Sünden der Schüler heißen Legion und wachsen täglich neu.

So lernen die Schüler das Geld gering schätzen und in nichtswürdiger Weise wegzuwerfen. Daneben verderben sie sich ihre Gesundheit. Daß sie in der Schule zerstreut, von den Aufgaben abgezogen, unfroh und unausgelegt zum arbeiten sind, ist selbstverständlich.

Doch ein viel größerer Schaden ist der noch mehr innerliche. Die Kinder werden durch den Gelbbesitz und durch das Verlangen darnach zur Verschlagenheit, zur Lüge, zum Betrug und Diebstahl

verleitet. Durch schwindelhafte Vorgabe, diese oder jene Anschaffung sei notwendig, wird Geld erworben; gelogen wird, um es auszubringen, gelogen noch, wenn die ganze Mißwirtschaft offen vorliegt. Belege sind in Zahl vorhanden. Es ist festgestellt, daß Mädchen, welche lange Zeit in Konditoreien gelaufen, das allda verbrauchte Geld gestohlen haben, daß Kinder an der Haustasse sich vergriffen, Vätern und Müttern Geld aus deren Kleibern entwendeten, sich Beliebiges dafür kauften und dann zu Hause als Geschenk von dieser oder jener Seite vorwiesen u.

Solche schwere Vorwürfe treffen glücklicher Weise nicht alle Schüler. Aber die Gefahr der Ansteckung, die stete Versuchung, ebenfalls unehrlich zu werden, ist bei der vielfachen Berührung unter der Schulklassen sehr groß, die sittliche Widerstandskraft, die Macht des Gewissens dagegen oft gering.

Halbe Maßregeln helfen gegen solch' ein Übel nicht. Da schlägt nur das eine Mittel durch, daß alle Eltern es sich zur ernstesten Pflicht machen, den Schulkindern gar kein eigenes Geld, weder wenig noch viel, zur freien Verfügung zu übergeben und streng darüber zu wachen, daß sie nicht über anderweitiges Geld verfügen. Zum Essen und Trinken können und sollen sie auf die gebhörige Zeit zu Hause sein; das Zünni für die Schule u. sollen sie von dort mitbringen. Bei den üblichen Spaziergängen brauchen die Kinder gar kein Geld, wie es auch reine Mißbräulichkeit ist, wenn sie zu denselben mit Geldstücken und Mundportionen ausrücken. Der begleitende Lehrer wird ihnen zutommen lassen, was nötig ist.

Belohnungen und Geschenke an Geld, die den Kindern zutommen, sollen konsequent in eine Sparbüchse gelegt werden. Dadurch soll der Sparamteitsinn genährt und das tiefstittliche Moment, das im Erwerb liegt, zum Bewußtsein gebracht werden. Vor Geiz sind sie durch gelegentliche Spenden gegenüber Unglücksfällen leicht zu bewahren. „Mit Geld umgehen“ lernen Kinder nur, wenn sie unter strenger Aufsicht der Eltern einzelnes Nötiges sich anschaffen, den nicht verbrauchten Rest des Geldes aber neuerdings aufsparen. Rechnungsführung über seinen Kassenbestand lehrt das Kind, das Geld und dessen Gebrauch werten.“

Humoristisches.

Gutes Herz, Mutter (mehrere unversorgter Töchter): „Ach, Herr Sauwiz, Sie glauben nicht, weich' gutes Herz meine Tochter Laura hat. Denken Sie, neulich bekommt unsere Hausfrau sieben allerliebste kleine Nätzchen; das eine war leider sehr schwach und krank, und da hat das gute Mädchen es mit der Flasche großgezogen!“ — Student: „Ach, gnädige Frau, das ist noch gar nichts; wenn Sie wüßten, wie viele Vater ich schon mit der Flasche großgezogen habe!“

„Warum Darum!“ Frau: „Warum ver trägt sich die alte Kake mit dem jungen Vater so schlecht?“ — Mann (ironisch): „Wahrscheinlich ist es ihr Schwiegersohn.“

Die Entstehung des Glases und seine Beschaffenheit.

Man nimmt auf Grund der Forschungen an, daß vor mehr als 1500 Jahren v. Chr. Geb. Glas gemacht worden ist. Ob Phönizier es erfinden oder zuerst in den Handel gebracht haben, ist fraglich. Der deutsche Name Glas (von gleihen, glänzen) deutet darauf hin, daß unsere Vorfahren das Glas von vor Urzeiten gekannt haben. In der Glasbereitung sind die alten Griechen jedenfalls schon sehr vortreffliche Leistungen bekannt; aus den Ruinen von Pompeji (durch Ausbrüche des Vesuvius 79 nach Chr. Geb.) sind auch Glaswerke bekannt geworden, deren Erfindung man schon in die Zeit vor Christo setzen muß. Bei uns waren sie, wie auch Glaserzeugnisse überhaupt, im 15. Jahrhundert sehr selten, und aus diesen Gründen begnügten sich selbst die Wohlhabenden mit einer fast unbrauchbaren sog. Buzenscheiben, in Blesingen gefassten runden oder viereckigen Scheiben der Qualität unseres Flaschenglases. In der That der Glasmacherei waren vor allem die Venezianer Meister, und von hier aus verbreitete sie sich im 15. Jahrhundert auch zu uns. Sie fand in den räumlichen und Gläser wie auch bemalte Fenster von wunderbarer Schönheit erzeugten. Besonders in dem damals noch ganz deutschen Böhmen entsetzte sich die Glasmacherei zu hoher Blüte. Ein Grund dafür lag in dem Umstande, daß die böhmischen Glasmacher als Erbschaft für das ihnen oft mannahe Natron (Soda oder Glaubersalz) das Kali in Form von Pottasche oder Holzasche zu ihrer Masse verwenden mußten, was für ihre Erzeugung von erheblichem Vorteil war. Böhmisches Glas bis heute seinen alten Ruf beharrt; neben ihm die Thüringer Glasmacherei berühmt; auch in Schlesien, Sachsen, Rheinpreußen, Bapern und Elb-Verbringen blüht die Kunst, die gegenwärtig in mehr als 1400 Glashütten ausgeübt wird.

Das Glas ist ein Erzeugnis aus verschiedenen Rohstoffen: 1. Kieselsäure in Form von reinem Quarz oder gepulvertem Quarz oder Feuerstein (Kalk); 2. Natron in Form von Soda oder Glaubersalz, mit Holz (für feines Glas mit Holzkohle) gemengt; 3. Kali in Form von Pottasche oder gewöhnlicher Asche; 4. Kalk in Form von gebranntem Kalk oder ungebranntem Kalkstein oder Kreide; für feines Glas wird weißer Marmor verwendet; 5. Bleiorz in Form von Mennige oder Bleiglätte. Reines, weißes Glas wird nur aus ganz reinen Rohstoffen erzeugt; für halbweißes Glas reichen Stoffe von gewöhnlicher Güte hin; für das grüne oder farblose Glas wird gewöhnlicher Sand und auch Glasabfall („Glasbruch“) und verschiedene Gesteine (Granit, Basalt), sowie Hochofenschlacke verwendet. — Kieselsäure nur mit Kali (Pottasche) oder Natron (Soda) zusammengeschmolzen, ergibt ein reines, schönes Glas, das sich aber in der Wärme nicht (Wasserglas); je mehr Alkalien der Masse zugesetzt werden, desto leichter schmelzbar und verarbeitbar, aber auch desto weicher und zerbrechlicher wird das Glas.

Alle Rohstoffe werden fein pulverisirt und je nach dem Bedarf vermengt in den Glas-„Hafen“ — ein Gefäß aus feuerfestem Ton — geschüttet und darin

bei hoher Hitze im Glasofen geschmolzen. Die Weißgluthitze wird, nachdem das Glas dünnflüssig geworden, etwas gemäßiget, sodas die Masse in einen zähflüssigen Zustand übergeht, in welchem sie für die Verarbeitung erhalten wird. Die geformten Gegenstände dürfen auch nur allmählich abkühlen. — Das Formen des Glases geschieht durch Gießen (Spiegelglas), Pressen (Preßglas) und Blasen (Tafelglas und Hohlglas). Aus Spiegelglas werden hauptsächlich dicke Spiegelscheiben hergestellt, indem die zähflüssige Glasmasse auf eine Eisenplatte ausgegossen und durch Walzen geebnet und geglättet wird; nachdem sie erstarrt ist, wird sie mit Sand und Schmirgel abgeschliffen und mit Eisenoxyd polirt. — Aus Preßglas werden die vielen massiven Luxus- und Gebrauchsgegenstände, aus gefärbtem Preßglas nachgeahmte Edelsteine hergestellt und nach Bedarf später geschliffen und polirt. — Tafelglas für Fensterscheiben wird mittels eines langen eisernen Rohres — der Glasmacherpfeife — ähnlich wie die Seifenblasen, geblasen, indem der „Bläser“ seine Pfeife in die flüssige Glasmasse taucht und den aufgefängenen „Tropfen“ zu einer Kugel aufbläst. Durch Hin- und Herschwenken wird diese in die Länge gezogen, bis sie eine Walzenform erreicht. Dann wird der Boden derselben durch Hitze wieder erweicht, mittels eingeklamener Luft aufgeprengt und regelmäßig geweitet, ebenso wird die Klappe des anderen Endes mit glühendem Eisen abgeprengt, sodas nun eine an beiden Seiten gleichmäßig offene Walze entsteht. Diese wird mit einem Diamanten aufgerichtet, in dem heißen Stredofen gestreckt und geglättet, und dann langsam abgekühlt. — Hohlglas für Flaschen, Trinkgläser, Lampengläser und Gefäße aller Art wird ebenso wie Walzenglas, aber in bestimmte Formen aus Eisen oder Holz hineingeblasen; die weiche Glasmasse paßt sich diesen aufs genaueste an und erstarrt in ihnen. Feinere und größere Verzierungen werden besonders hergestellt und vielfach angeschmolzen. Ein Glas mit farbiger Oberfläche („Aberfangglas“) zu erzielen, wird der Glastropfen, den der Bläser aus dem Hafen entnimmt, mit einer Schicht gefärbten Glases überzogen, und beliebig dünner oder dicker geblasen; die Farbe kann dann nach Gefallen stellenweise abgeschliffen werden. — Zur Herstellung von Glasröhren sind zwei Leute erforderlich, der eine bläst den Tropfen auf, der andere fängt das Ende desselben mit seiner Pfeife auf und entfernt sich langsam zurückschreitend von dem Bläser. Bei der Herstellung massiver Glasstäbe wird ähnlich verfahren, nur daß diese nicht geblasen zu werden brauchen. — Solche massiven Stäbe dienen farbige oder weiß zur Herstellung vieler kleinerer Schmudglasgegenstände, die mittels einer am Tisch zu befestigenden Gestampe mit langer Stielstamme besonders geblasen werden. Für besonders große Hohlglasgegenstände verwenden die Glashütten pneumatische Gebläse.

Zum Bemalen des Glases bedient man sich fein mit Lavendelöl angeriebener Schmelzfarben; die damit bemalten Gegenstände werden in Kapseln aus feuerfestem Ton so weit erhitzt, daß die Farben mit dem Gegenstande verschmelzen. — Das Schleifen des Glaswaren geschieht auf rasch sich drehenden Scheiben mittels Sand oder Schmirgel.



Der Poppel- vom- Hohenkrähen.

Aus
Babsthem
Sagenbuch
von
J. Waibel,
Freiburg.

Johann Christoph Poppelus Mayer war Schirmvogt einer verwitweten Freifrau von Hohenkrähen; klein zwar und schwächlich von Gestalt, aber wild wie der Böse und ein leidhaftig lebendiges Weinsak. Einst kam aus Schwaben ein Abt, der auf dem Schlosse übernachtete. Da wurde denn getafelt und gezecht, und der Humper machte wader die Runde, bis endlich Brannt und Hader ausbrachen. Auf einen groben Späß erwiderte der wohlbeleibte Abt seinem Gastfreund Poppelus, er möchte sich doch nicht mit seiner Stärke brüsten, er gleiche ja leidhaftig dem dünnen Knöchler und könne durch ein Nadelöhr gezogen werden. Wütend über diese Beschimpfung fuhr Poppelus von der Rundtastel auf, rief seinen Knechten und besahl ergrimmt, den Mönch in das unterste Loch der Feste zu werfen und ihn so lange bei schmälster Nahrung gefangen zu halten, bis er auch so mager sei, um durch ein Nadelöhr gezogen werden zu können.

Poppele hielt Wort, der Abt wurde seiner Haft nicht eher entlassen, bis auch sein Körperumfang geschmolzen und er dürr und mager wie sein Peiniger geworden war. Seiner Haft entlassen, eilte der Abt ingrimmig von dannen. Zu Saurse angekommen, sann er Rache schraubend unablässig auf Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und versuchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter Poppelus, der bald darauf das Genid brach und seither

die Gegend durch allen Spud und Schabernad unsicher macht, freilich zu Kriegszeiten ist man im Hegau vor ihm sicher, da zieht er mit in's Feld. —

Nach anderen war der Poppele einst ein Graf von Hohenkrähen und hatte auf den gleichnamigen Berge ein Lustschloß wie auch auf Hohberg; er beneidete seinen älteren Bruder und erschloß ihn mit einem Pfeile um des Erbes willen. Als der Poppele hierüber zur Verantwortung gezogen wurde, verweigerte er sich durch einen falschen

Schwur und tat den Schwur, daß er geistlich umgehen wolle, wenn er seinen Bruder umgebracht habe. — Dafür muß er nun bis an den heutigen Tag noch immer geistlich sein. Er trägt mit vier Rappen und regt sich namentlich, wenn ein Krieg bevorsteht. — So anno 1848. Den großen Napoleons Kriege hat er alle mitgemacht, aber im Jahre 1813 kam er heim und sagte: Sein Heer verliere es jetzt, er möge daher nicht mehr bei ihm dienen. —

Einmal ist der Poppele in der Nähe des Hohentwiel mitten durch ein Johannisfeuer gelaufen, daß die Funken nach allen Seiten hin stoben; den anwesenden Leuten aber hat er nichts zuleide getan. Jedermann kennt er beim Namen und ruft ihm so. Den Mädchen ist er schon als glänzender Mann erschienen. Wenn die Knechte und Mägde beim Essen saßen, machte der Poppele schon des öfteren alles Vieh los und trieb es zum Stalle hinaus. Wenn die Diensthöten vom Essen weg mußten, es wieder einzutreiben, freute sich der schadenfrohe Poppele und lachte aus der Ferne. — In der benachbarten Mühlhäuser Pfarrkirche, allwo Poppele unter dem Hochaltar begraben liegt, war an dessen Stufen noch vor einigen Jahren zu lesen: hier jacet Popolius etc. Hier liegt Popolius etc.

Poppele als böshafter Neckgeist.

Poppele stellt sich oft am Wiesenbach an dem schmalen Steg und wartet, bis jemand vorüber geht. Puff! versetzt er ihn einen Stoß, daß er ins kalte Wasser stürzt, und macht sich mit schallendem Gelächter davon. —

Zur Sommerzeit mußte vor dem Ausfahren gerufen werden: „Wir wollen selbst anspannen“ sonst war Poppele gleich bei der Hand, Ochsen und Pferde verlehrt einzuspannen.

Wenn er guter Dinge war, unterhielt er sich oft damit, die Räder vorbeifahrender Reutischer und Wagen solange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dies soll einmal der Weibtsin von Antenhäusen begegnet sein, als

Ne zur Herbstzeit das ihrem Kloster zugehörige Viehgut bei Dehnungen besuchen wollte. Sie wurde überaus lange am Fuß des Berges von Poppel aufgehalten, weil sie aus Frömmigkeit ihrem Kutscher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte sie doch die Erlaubnis dazu geben, nur um wieder vom Fled zu kommen. Und im Nu waren sie zu Dehnungen, denn der Poppel trieb jetzt selbst die Pferde an.

Ein andres Mal kam ein Glasmann des Wegs und war sehr müde. Poppel ward flugs zum Baumstumpf, und als der Glasmann seine Last auf den Baumstamm niederlegen wollte, ver- schwand derselbe plötzlich, sodaß das Glas auf die Erde fiel und zerbrach. — Auf dieselbe Weise sind auch schon müde Eierträger angeführt worden.

(Bei Schönhuth, Burgen Badens S. 29, eine andere Version, wonach die Eierträger zwar zur Erde fallen, die Eier aber unversehrt bleiben. Der Glasbändler ist dort ein betrügerischer Mann.)

Zu einem Müller aus Radolfzell, welcher abends spät vom Mähringer Markt heimfuhr und eine schwere Geldgurt um den Leib trug, kam unter der Burg Krähen ein schlecht gekleideter Mann und bat, ihn bis Singen mitzuführen. Der Müller ließ den Wanderer aufsitzen. Kurz vor Singen mußte er absteigen; da ward er plötzlich inne, daß die Geldgurt ganz leicht und leer geworden war. Wie der Müller sich traurig auf den Wanderer, der neben ihm gesessen, blickte, sagte der: „Meister Müller, ich habe das Geld nicht, aber geht einmal zurück, vielleicht findet Ihr es wieder.“ Da schaute der Müller den Weg zurück und sah im Mondschein einen Taler blinken und weiter hinten wieder einen, und so fort. Der Wanderer aber lachte und stieg vom Wagen und rief höhniisch: „Gute Besuche, Meister Müller!“ Der hörte noch einmal ein lautes Lachen, aber sein Begleiter war verschwunden. Jetzt erst merkte er, mit dem er es zu tun gehabt. Schnell stellte er sein Fuhrwerk in der Krone zu Singen ein und ging wohl eine Stunde weit auf der Landstraße zurück und las alle zwanzig Schritte einen Taler auf, den letzten erst morgens um 5 Uhr an der Stelle, wo er Poppel auf den Wagen genommen hatte.

Auch die Torwächter von Radolfzell hat Poppel oft zum besten. Oft schon kam er um Mitternacht vor die Stadttore, ahmte den Ton des Posthorns nach und lockte so die Wächter aus dem Schlaf. Aber kein Fuhrwerk war weit und breit zu sehen, und hell auflachend macht sich der Neckgeist davon.

Der Fischer von Moos weiß auch von ihm zu erzählen. In dunkeln Nächten hört er oft rufen: „Hol, hol!“ und eilt an die Fähre, der

Meinung, es wolle jemand vom jenseitigen Ufer übersehen. Aber siehe, das Schifflein ist los, und die Ruder sind ins Wasser geworfen. — Wenn der Fischer bei Nachtzeit setzt, dann patzt es, als wären die Fische hundertweis im Garn. Wenn aber der Fischer zur Stelle eilt, findet er die Netze zerrissen, und im Nachtwind erschallt ein schelmisches Gelächter. — Gleiches passiert den Jägern, die beim Hellmond, wenn's zunachtet, in den Fallschirmen der Wasserjagd obliegen. Jedesmal aber kommt auf solche Spukerei ein Unwetter.

Poppel als dienstbarer Geist.

Den Leuten auf dem Bruderhof erweist sich der Poppel sehr nützlich; er tut alles, was ihm aufgetragen wird, holt Wasser und Holz in die Küche, wirft Stroh und Heu vom Boden, filtert das Vieh, puzt die Pferde, wendet den Dreschern die Garben um und dergleichen. Bei jedem Auftrag aber muß man stets bemerken: „it ze liyel und it ze viel“ (nicht zu wenig und nicht zu viel), sonst wirft er z. B. alles Heu vom Boden oder schleppt alles vorräthige Holz in die Küche. Sagt man ihm dann, er solle es wieder fortragen, so tut er das auch. Zum Lohn für diese Dienste muß man aber auch für den Poppel alle Tage mitdecken, ihm einen besonderen Teller hinstellen und sagen: „Poppel, isch auch mit!“ Unterläßt man das, so wirft er das Gedeck und alle Speisen durcheinander, bindet das Vieh im Stalle los und dergleichen. Ebenso muß man ihn einladen, wenn man ausfährt. „Poppel, fahr auch mit!“ Dann setzt er sich hinten auf das hervorsteckende Wagenbrett (Schnätter) und fährt mit in's Feld. Wird er nicht eingeladen, so passiert gewiß dem Fuhrwerk etwas. Ferner muß man, so oft gebadet wird, dem ersten Bettler einen ganzen Brotklaß geben, sonst verschwindet das übrige Brot, und auch die Küche gerät in Unordnung.

Wenn jemand einen dummen Streich macht, so heißt es in der ganzen Gegend sogleich: „Du bist ein Kerl wie der Poppel!“

Eine naschhafte Dienstmagd erhält Ohrfeigen.

Einst hatte ein früherer Bewohner vom Hohenkrähen eine Magd, die jedesmal, wenn sie die Küche melkte, von der Milch trank und dann von unsichtbaren Händen Ohrfeigen bekam. Deshalb kündigte sie ihrer Herrschaft den Dienst auf. Auf die Fragen des Hausherrn nach dem Grund der Kündigung schwieg sie lange; endlich gestand sie, daß sie nicht länger beim Melken sich schlagen lassen wolle. „Dann mußt du irgend etwas Unrechtes getan haben,“ sagte der Herr, „sonst hättest du keine Schläge bekommen.“ Die Magd leugnete zwar anfangs, be-

kannte dann aber doch ihre Schuld. „So laß du nur das Milchtrinken, dann wird dir nichts wieder geschehen.“ Das tat sie dann auch und seitdem hat sie keine Ohrfeigen mehr bekommen.

Vom Kegelspiel des Poppels.

In dem unterirdischen Gewölbe des Hohenkrähen soll ein goldenes Kegelspiel mit großen, goldenen Kugeln sich befinden; damit kegelt der Poppels in Gesellschaft vieler Ritter jeden Sonntag nachts um 12 Uhr, sowie an jedem Sonntag morgen während der Kirche. Kinder und erwachsene Leute haben ihn da oftmals belauscht. — Eines Sonntags während der Kirche sahen zwei Handwerksburschen den Poppels in dem Graben kegeln; er traf aber nichts. Da lud er die Burschen ein, mit ihm ein Spiel zu machen. Das taten sie und gewannen anfangs etliche Gulden; dann aber verspielten sie außer dem Gewinn auch noch ihr Reisegeld bis auf den letzten Kreuzer und zogen traurig von dannen. Als sie bald darauf an einen Berg kamen, sah der eine, daß eine Kegeltugel auf seinem Ranzen lag, er nahm sie ärgerlich herunter und warf sie fort. Dann gingen sie miteinander nach Mühlhausen, unweit des Hohenkrähen. Da fand der andere, als er seinen Ranzen abnahm, einen Kegel darauf, der war von lauterem Golde. Er wollte ihn verkaufen, aber niemand war im Dorfe, der den Kegel bezahlen konnte. Einer jedoch ließ sich für 2000 Gulden ein Stück abfagen. Den Rest des Kegels verkaufte der Handwerksbursche für viele tausend Gulden an Schaffhausen. Darauf hat der andere Bursch die weggeworfene Kugel gesucht, aber nicht mehr gefunden. — Wenn man seit der Zeit den Poppels kegeln sah oder nur es hörte, so hatte er immer bloß acht Kegel und eine Kugel. — Zum Andenken an diese Geschichte hat man in Mühlhausen einen Kreuzstock errichtet.

Poppels läßt sich nicht necken.

Ein Schneider aus Engen ging eines Abends vom Mädchen heim; unterwegs fühlte er ein menschliches Bedürfnis, und als er das besorgt hatte, sprach er: „Da Poppels, das ist dein!“ In demselben Augenblick aber war der Poppels schon da, nahm den Schneider und zog ihn durch Heden und Büsche, durch Korn und Dorn, daß er am ganzen Leib elendiglich zerrissen ward.

Ebenso hat der Poppels auf der Brücke, die bei Mühlhausen über die Aeh führt, schon manchen, der ihn neckte, ins Wasser gestürzt und sich mit schallendem Gelächter davon gemacht.

Der Wirt von Gaienhofen ritt einst mit einem Kameraden nach Engen auf den Bohnenmarkt. Sie machten schlechte Geschäfte und suchten ihren

Verdruß in einigen Flaschen Neuen zu extrahieren. Als sie beim Heimreiten am Krahen vorbeikommen, ruft der eine spottweise hinauf: „Poppels komm, komm!“ und gibt seiner Kameraden die Sporen, aber gleich darauf liegt er im Graben, und sein Kamerad, der absteigt, ihn aufzuhelfen, verliert ebenfalls das Gleichgewicht und steigt über ihn, und über ihren Ohren schallt es wie Gelächter.

Eine Frau von Schlatt, die in Hoffnung ward, dachte beim Grasholen mit Sorge daran, daß sie bald wieder im Bett werde bleiben müssen und daß sie dann bei ihrer Armut und ihres Mannes Trunksucht keine Labung haben werde. Da tat sie den Wunsch, der Geist Poppels möge ihr in ihrer Not helfen, da kam er auch schon als Jäger und fragte, was sie wolle. Sie schilderte ihm ihre traurige Lage und bat ihn schließlich um ein Fäßlein guten Weins. Sogleich hieß der Jäger die Frau, zu Haus ein leeres Faß zu holen, das er dann aus einem anderen füllte, indem er sagte: „Den Wein laßt dir schmecken, du brauchst nicht damit zu sparen; aber deinen Mann darfst du keinen Tropfen geben!“ Die Frau folgte und schenkte auch anderen Armen von dem Weine, der im Fäßlein kein Ende nahm. Aber endlich konnte sie den Witten ihres Mannes, ihm auch von dem Weine zu geben, nimmer widerstehen und erlaubte ihm, sich ein Fäßlein voll zu holen. Allein, als er die Bahn aufdrehen wollte, stand Poppels plötzlich da und gab ihm eine berbe Ohrfeige mit den Worten: „Der Wein ist nicht für dich, du Verschwender! sondern für deine Frau, die aber jetzt auch keinen mehr hat.“ Von der Stand an war das Fäßlein auf immer versiegelt.

Poppels zieht aus.

Als das Haus, worin der Poppels sich aufhielt, abgebrochen und das Holz an einen andern Platz geführt wurde, sprach der Herr unterwegs zu seinem Knechte: „Haben wir jetzt auch alles?“ „Nein,“ antwortete dieser, „der Poppels haben wir nicht.“ Aber da rief eine Stimme vom Wagen herunter: „Ja, ich bin auch da!“

Humoristisches.

Aus Kinder mund. Karl: „Sag' einmal Tante, warum wärscht du deinen Mund nicht?“ Tante: „Wie kommst du zu dieser seltsamen Frage Kind?“ — Karl: „Nun, die Mutter sagte gestern, du hättest ein ungemaschtes Maul.“

Salgenhumor. Nazi: „Herr Gott Schorsch, woher hast denn du den g'schwollenen Baden?“ — Schorsch: „Den? — das — das weibliche Handarbeit!“